



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus Paris und Spanien von Clara Biller

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu haben. Die hier zusammengebrachten Indizien hätte vor dreihundert Jahren vielleicht der nach der Carolina Recht sprechende Richter für eine „genugsame Anzeigung“ gehalten, daß er auf Anwendung der „peinlichen Frage“ erkannte. Ohne Geständnis des Angeklagten hätte er auf sie hin niemals auf schuldig zu erkennen gewagt. Wir haben die „peinliche Frage,“ d. h. Daumschraube und Streckbett, nicht mehr, und wir wollen sie nicht wieder haben. Aber noch weniger haben die Richter jetzt das Recht, auf Grund zweifelhafter Indizien ohne weiteres das Schuldig auszusprechen. Die Abschaffung der Folter hatte nicht den Zweck, den Angeschuldigten aus dem Regen unter die Traufe zu bringen.

Eine ganz unbegreifliche Thorheit ist es, wegen des Falls Krostigk und des Lärms darüber von neuem gegen die Öffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens zu eifern, wie das manche für den Ausdruck einer ganz besonders altpreussischen konservativen Gesinnung zu halten scheinen. Wir haben niemals nach der Öffentlichkeit besonders dringend verlangt, aber hauptsächlich doch deshalb, weil wir überzeugt waren, die Militärgerichte brauchten die Öffentlichkeit nicht zu scheuen. Wenn man aber nach den Gumbinner Vorgängen die Wiederabschaffung der Öffentlichkeit verlangt, so provoziert man doch geradezu die entgegengesetzte Überzeugung. Sollte in höhern Offizierskreisen eine andre Auffassung herrschen, so müßte das sehr bedauert werden.

Auch das liegt jetzt in der Luft, daß man ein ganzer Mann zu sein vermeint, wenn man die Beurteilung ohne Beweis, wenn sie im Interesse des „Ganzen“ zu liegen scheint, für eine Bagatelle, ja wohl für selbstverständlich erklärt. Man spricht dann von Staatsraison. Die Blutrichter der französischen Revolution, die wir als Königsmörder verabscheuen, waren auch stolz darauf, solche ganze Männer zu sein. Man hüte sich im kleinen zu üben, was im großen fluchwürdige Unthat ist. Wie die entsetzliche Sache, von der wir hier reden, würde dem Interesse des Ganzen eine endgiltige Beurteilung ohne hinreichenden Beweis, auch wenn die Beurteilten, was Gott weiß, die Schuldigen sind, zu unabsehbar schwerem, dauerndem Schaden gereichen. ß



Briefe aus Paris und Spanien von Clara Biller



räulein Clara Biller, eine begabte und strebsame junge Dame, die der Tod ihren Angehörigen, einem weiten Freundeskreise und der Kunst leider zu früh entzissen hat, war im Mai 1864 von England nach Paris übergesiedelt, um sich in den Ateliers dortiger Künstler als Malerin weiter auszubilden. Sie stammte zwar, wenn wir recht verstanden haben, aus preussisch Schlesien und scheint wie die ganze sympathische und feingebildete Familie in ihrem Wesen deutsch

und eine echte Schlesierin gewesen zu sein, aber diesem vaterländischen Element hatte sich ein Zusatz von Weltbürgertum beigelegt, der ihr das Reisen und das Verweilen in der Fremde erleichterte und ihrer interessanten Persönlichkeit einen besondern Charakter aufgeprägt hatte.

Das Fremdländische war in die Familie durch Clara Billers Mutter gekommen, ein in Cadix gebornes Fräulein Bernhard y Reichler, das dort an der Familie Parodi Verwandte zum Teil genuesischen Ursprungs hatte, während dessen ältere Schwester in Wales verheiratet war, und dessen Oheim, ein Bruder von Claras Großmutter, in der Havanna lebte. Die in den Fremdenkolonien von Paris und London so wohlbekannten Namen der Frau Schwabe, der Familien Mohl, Martin und anderer bezeichnen den geselligen Kreis, dem die Billersche Familie angehörte.

Nach einem nahezu fünfjährigen, durch Ausflüge nach England und Belgien nur zeitweise unterbrochnen Aufenthalt in Paris war Clara Biller ein Jahr lang in Spanien und Portugal gereist und nach Tanger gegangen, als der deutsch-französische Krieg sie im Juli 1870 zunächst nach Paris, wo ein Teil ihrer Effekten geblieben war, zurückgerufen hatte. Ende August desselben Jahres, unmittelbar vor Sedan, war sie von da nach England zurückgekehrt, wo wir sie leider aus den Augen verlieren.

Ein Teil der von ihr während dieses mehr als sechsjährigen Zeitraums an Mitglieder ihrer Familie gerichteten Briefe ist nun dieses Jahr durch ihre Schwester, Frau Professor Wuttke-Biller, mit einem erläuternden Vorwort und einer Anzahl von Fußnoten veröffentlicht worden. *)

Wir haben Clara Biller in diesen Briefen auf ihren zum Teil recht romantischen Wandrungen begleitet und können, auch abgesehen von dem Vergnügen, das uns schon an sich das Reisen in Gesellschaft einer so gebildeten, geistreichen und witzigen Dame gewährt hat, die dabei gewonnene Ausbeute an Interessantem und Wissenswertem nur dankbar und rühmend anerkennen. Leider haben wir Clara Biller nicht persönlich gekannt und vermögen uns auch zu unserm Bedauern keines ihrer Gemälde, wenn uns solche zu Gesicht gekommen sein sollten, zu erinnern, aber das dem Bande vorgeheftete Porträt ist so beredt, und die Briefe führen einen in alles, was ihr Herz und ihren Geschmack beschäftigte, so lebhaft ein, daß man an ihren Plänen und Erlebnissen wie an etwas Eigenem teilnimmt. Der Verkehr mit ihr führt einem recht zu Gemüte, wie hoch in gewissen Kreisen des deutschen Volks die geistige Bildung der Frau und deren Charaktereigenschaften stehn, und wir empfehlen das Buch denen, die es noch nicht gelesen haben, aus vollster Überzeugung als unterhaltend, anregend und, was insbesondre die darin enthaltne Schilderung spanischer Verhältnisse anlangt, als wahrhaft belehrend.

Clara Biller, deren Kompositionstalent weder nach dem, was sie über die von ihr skizzierten Entwürfe andeutet, noch nach dem uns mitgeteilten Ur-

*) Verlag von Carl Reifner, Dresden, 1901.

teile Coutures belanglos gewesen sein kann, und deren Kritik einzelner uns bekannter Kunstwerke das beste Zeugnis für ihren feinen Geschmack und ihr sicheres Gefühl in Kunstfachen ablegt, dürfte, was Energie, Mut, Herzengüte und unverwüftlichen liebenswürdigen Humor anlangt, nur selten ihresgleichen finden, und mehrere Vorkommnisse, über die sie mit der größten Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit berichtet, obwohl man sie nicht lesen kann, ohne sich zu aufrichtigster Bewundrung für die sich unterschätzende Heldin hingerrissen zu fühlen, erinnern an gleichartige Züge in den Legenden heiliger Frauen.

Wie Clara Biller, worauf Frau Professor Buttke im Vorwort hinweist, nie auf Komfort und Bequemlichkeit für sich Rücksicht genommen hat, so wurde sie auch nie müde, mit aufopfernder Hingebung an ihrer Ausbildung zu arbeiten, ihre bescheidenen Mahlzeiten mit Modellkindern zu teilen oder sie ihnen, wenn sich deren vier statt zwei einfanden, ganz zu überlassen, sich stockfremder am Wege verschmachtender Unglücklicher anzunehmen, Gefahren und Schwierigkeiten aller Art Trotz zu bieten, keinen auch nur den geringsten ihr geleisteten Dienst anders als gegen ein meist weit größeres eignes Opfer an Zeit und Mühe entgegenzunehmen, mit einem Worte ein leuchtendes Beispiel wahrer Herzengüte und Pflichttreue zu sein. Alles, was sie Mutiges und Schweres verrichtet, scheint ihr so einfach und natürlich vorzukommen, daß sie bisweilen auch den Leser irre führt, der einen Augenblick Nachdenkens braucht, ehe er das Verdienst ihrer Handlungsweise recht und ganz zu würdigen vermag. Ihre Bilder vorteilhaft zu verkaufen war allerdings einer von Clara Billers Herzenswünschen, der, soweit die veröffentlichte Korrespondenz reicht, nur unvollkommen in Erfüllung gegangen zu sein scheint; aber es war ihr dabei nicht um persönlichen Vorteil, sondern nur darum zu thun, daß sie in der Lage zu sein wünschte, andern, namentlich „ihrem geliebten Mamachen,“ ihren Schwestern und deren Familien freundliche Überraschungen bereiten zu können. Der Weg zur Berühmtheit und mit ihr zu einem glänzenden Einkommen ist, das weiß jeder, für eine Malerin, die nicht mehr ganz jung ist und in der Benutzung ihrer Skizzen und ihrer Modelle noch keine vieljährige Erfahrung erlangt hat, lang, steil und beschwerlich: mit einer gewissen leidenschaftlichen Ungeduld, die in ihrer Natur gelegen zu haben scheint, wollte Clara Biller in Monaten erreichen, wozu andre Jahre gebraucht hatten, und es wäre für niemand, der ihre Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst in ihren Berichten miterlebt hat, überraschend, wenn sie ihrer elastischen, sich aber doch auf keinen allzu kräftigen Körper stützenden Natur bisweilen zu viel zugemutet hätte.

Wenn ihre Erlebnisse in Paris und die Art, wie sie diese schildert, interessant sind, so gilt das unserm Dafürhalten nach noch in erhöhtem Maße von ihrer Reise durch Spanien und einen Teil von Portugal, denn die Reisenden, die wie sie die Hotels meiden, und indem sie sich den Sitten der mittlern oder der untern bürgerlichen Klassen jedes Landes anbequemen, uns über die Lebensanschauungen und Gewohnheiten des eigentlichen Volks Aufschluß zu geben vermögen, sind selten. Ob sie in jedem einzelnen Falle

die Verhältnisse richtig zu beurteilen in stande gewesen ist, lassen wir dahingestellt: im großen und ganzen giebt sie uns von dem, was sie in Spanien gesehen, gehört und erlebt hat, ein so farbenreiches und in vielen Beziehungen so ausgeführtes Bild, daß man über ihren scharfen und richtigen Blick immer von neuem erstaunt ist. Wer die dortigen Volkszustände aus den neuesten Romanen spanischer Feder auch nur einigermaßen kennt, wird mit uns darin übereinstimmen, daß sie die von unsrer Landsmännin geschilderten Zustände unter überraschend ähnlichen Zügen wiedergeben. Es kann leider nicht in Abrede gestellt werden, und gerade die besten und aufrichtigsten Katholiken werden das mit uns am schmerzlichsten fühlen, daß ein Teil dessen, was so schwer auf dem unzweifelhaft zurückgegangnen, in vielfacher Beziehung so edeln und reichbegabten spanischen Volke lastet, auf Auswüchse und Mißbräuche der Priesterherrschaft, des Klosterunfugs und einer sich in Aberglauben und leeres Formenwesen verirrenden Frömmigkeit zurückgeführt werden muß. Bettelei, Faulenzerei, Unwissenheit und Aberglaube tragen ja bekanntlich die Schuld daran, daß es mit der Macht und dem Wohlstand Spaniens von Jahr zu Jahr mehr und mehr abwärts geht: aber mit dieser Erkenntnis ist freilich wenig genug geholfen, denn wo soll unter solchen Umständen der Grund gefunden werden, auf dem sich die Säulen der Aufklärung und der Volksbildung errichten ließen? Man steht hier vor einer schwer lösbaren Frage, vor einer sich wenig hoffnungsvoll gestaltenden Aussicht in die Zukunft. Und doch bringt Clara Biller in ihren Briefen eine Menge kleiner Züge zum Vorschein, die einem den spanischen Volkscharakter, was Gefälligkeit, Patriotismus, liebenswürdiges Wesen und fromme Gesinnung anlangt, in sehr freundlichem, gefälligem Lichte zeigen: gerade für diese Züge hat das mit vielem harmlosen Humor begabte, selten zu schwarz sehende Fräulein den richtigen Blick, und sie versteht die gewonnenen Eindrücke so glücklich wiederzugeben, daß man mitunter über ihren trocknen Witz laut lachen muß.

Wir haben einige der verwegnern Geschichten, auf die sie in dem einen oder dem andern Brief schalkhaft anspielt, und die sämtlich durchaus harmloser und unverfänglicher Natur sind, schon in andern Berichten über das Buch erwähnt gefunden und überlassen es darum dem Leser, sich selbst das herauszusuchen, was ihm am spaßhaftesten vorkommt oder ihm sonst am besten zusagt. Uns hat eine überaus einfache, aus dem Leben gegriffne Szene ganz besonders Vergnügen gemacht. Es ist die, wo Clara, die auf der Fahrt zwischen La Coruña und Santjago auf der Imperiale Platz genommen hat, den Kosselenker durch ihre Unempfindlichkeit gegen die Unbilden der Witterung, Hitze, Sonnenbrand und Staub so in Erstaunen setzt, daß er seiner Verblüffung in den an den Pferdejugen gerichteten Worten Ausdruck giebt: „Die Frau ist nicht von dieser Welt.“ So kommt es dem Leser bisweilen auch vor.

Auch ein Interrogatorium, das ein Postbeamter in Pontevedra mit unsrer Reisenden anstellt, endet in sehr drolliger Weise. Nachdem sie ihn alle Ratio-

nalitäten hat durchfragen lassen und ihm schließlich gesagt hat, sie sei aus Alemania, wo die Protestanten wohnten — sie ist beiläufig gesagt keineswegs blind antikatholisch —, kommt der brave, aber, wie es scheint, allzu gründliche Spanier auf den Gedanken, unsre verehrte Freundin, die er für eine ganz kurze Entfernung (von Pontevedra nach Marin) „einschreiben“ soll, zu fragen, ob sie Christin sei, worauf sie ihm erwidert, nein Heidin, da sie das goldne Kalb anbetet. Ob der Schalterlöwe sich für diesen Spott wirklich dadurch gerächt hat, daß er eine Anzahl Geldsendungen, auf die Clara Biller wartete, mit Absicht an einen dritten Ort dirigiert hat, wo sie die Adressatin unmöglich erreichen konnten, oder ob in dieser Beziehung nur ein uns spanisch genug vorkommendes Versehen vorgelegen hat, wird uns nicht gesagt. Wäre es absichtlich geschehn, so müßte man annehmen, daß der um Fräulein Billers Seelenheil besorgte Mann die Banknoten für eine Art Heiligenbilder angesehen habe, an die sich die Anbeter des goldnen Kalbes vertrauensvoll wendeten, und daß er seiner Pflicht als Christ nachzukommen geglaubt habe, indem er einem solchen Götzendienst entgegenarbeitete.

Durch welche unglückliche Verkettung von Umständen das sonst sauber und in Bezug auf deutsche Orthographie in der Hauptsache fehlerlos gedruckte Buch dazu gekommen ist, daß es von den unglaublichsten Schnitzern wimmelt, sobald es sich um französische und spanische Ausdrücke, Phrasen und Namen handelt, vermögen wir nicht zu ergründen. Der Vortrefflichkeit der Briefe thut dieser rein formelle Mangel allerdings keinen Eintrag, aber man fragt sich doch unwillkürlich, warum Leute, die es besser wußten, es verschmäht haben, groteske Fehler wie Marquis de Villemin, St. Germain l'Auceroie, les morts de la mère, Maître Guërsin, Claude de Lorraine, St. Quen, Roucillon (für réveillon), Ecorren (für Ecoenen), Maissonier, Pintoretto, Carlo Magno (in der Schlacht bei Pavia), Doña, Sennora, Olameda, Ministra (statt Nuestra) Señora del Rosario, femmes servantes (für savantes) und andre mehr auszumerzen? Über unmögliche französische Wendungen, über das einermal so, das andermal anders buchstabierte Eigennamen, über die bei den fremdsprachlichen Bezeichnungen fehlenden Accente, Bindestriche und Kommas schweigen wir uns aus; nur zweierlei möchten wir erwähnen, was das Verständnis der betreffenden Stellen sehr erschwert und einem den Gedanken besonders nahelegt, daß eine beabsichtigte letzte Durchsicht der Druckbogen infolge eines Erdbebens oder einer Sonnenfinsternis unterblieben ist.

Seite 268 berichtet Clara unter dem 8. August 1869 von La Coruña (Galicien) aus, daß sie da (wohl an demselben Tage), von Gijon kommend, nach einer schrecklichen Seereise gelandet ist. Ein Kampf, den sie mit einem Matrosen zu bestehn hat, der ihren Reisefack in eine schmutzige Gastwirtschafft zu schleppen im Begriff ist, endet für sie siegreich, und sie ermittelt mit Hilfe eines Seifensieders — also auch an der äußersten Westspitze Europas gehn einem solche rettend auf — ein Zimmer mit Bett. Trotz dieses Erfolgs und der für Zimmer und Bett verabredeten zehn Neugroschen fährt

unsre unglückliche Reisende angeblich schon um zwei Uhr nachmittags wieder ab und wohin? halb Post, halb Eisenbahn nach Gijon zurück, ohne den ihr von dort mitgegebenen köstlichen Zettel: „August in Berrigo, sein so gut, dieser Tame zu dienen, sie is eine Teitsche. Mit Grufß Ernest Winter.“ an August in Berrigo, der in La Coruña eine französische Bäckerei hat, abgegeben zu haben. Wenn man die mit den Worten: „Um zwei Uhr weiter nach Gijon“ anhebende Episode von der 268. Seite, wo sie steht, auf die 266. verpflanzt, wird alles glatt. Clara „durchquert“ dann nicht das Kantabrische Gebirge, um nach Gijon zurückzukehren, von wo sie eben nach zwanzigstündiger Seereise kam, sondern bleibt in La Coruña und macht die Bekanntschaft nicht bloß von August in Berrigo (der gute Ernest Winter hat offenbar y Berrigo gemeint), sondern auch die seiner Frau und seiner blauäugigen, blonden, aber schon kein Deutsch mehr verstehenden Kinder.

Seite 402 ist die Sache weniger einfach. Es steht auf der dritten Zeile von oben ein „Um sechs Uhr früh lief der Zug dort auf dem Bahnhof ein,“ dessen dort sich infolge einer oder zweier verloren gegangener Zeilen mit dem besten Willen auf nichts Vorhergegangnes beziehen läßt und sich wie ein unheimlicher Wegweiser nach dem Jenseits ausnehmen würde, wenn sich nicht einem von Clara ihrem Freunde Velasquez in Museo del Prado kurz nach der Ankunft des Zugs abgestatteten Morgenbesuche entnehmen ließe, daß das geheimnisvolle „dort“ nicht auf die Elysäischen Gefilde hinweist, in denen unser Geist den großen Künstler sucht, sondern auf die Hauptstadt Spaniens, die uns mit dem Eskurial das unvergängliche Erbe seines Genies bewahrt.



Der ältere jüngere Cranach



er an einem lehrreichen Beispiel sehen will, welche Fortschritte die moderne Kunstwissenschaft, die jüngere Schwester der Archäologie, im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gemacht hat, der muß die in dem letzten Jahre dieses Jahrhunderts erschienenen Cranachstudien von Eduard Flechsig zur Hand nehmen.*)

Das Buch ist zunächst für die Fachgenossen des Verfassers bestimmt. Aber auch der Laie, der der Erörterung kunstwissenschaftlicher Fragen mit Anteil folgt, wird es trotz der Menge von Einzelheiten, die es bringt, mit lebhaftem Interesse an der Sache lesen und, wenn er Sinn dafür hat, auch mit wahren Vergnügen an der Form.

*) Cranachstudien von Eduard Flechsig. Erster Teil. Mit 20 Abbildungen. Leipzig, Carl W. Hiersemann, 1900. XIII und 313 Seiten.